

DAS BEDÜRFNIS MEINES UMFELDS NACH ORDNUNG, NACH SCHUBLADEN UND KÄSTCHEN HAT MICH LANGE BESCHÄFTIGT.

Erlebe eine unerwartete Liebe mit Tanja. Höre Tanjas Story!

Ich bin Tanja, 35 Jahre alt und lebe in Biel. Ich bin eher heteronormativ aufgewachsen: Also in einem Umfeld, das heterosexuell geprägt war. Kleinfamilie: Vater, Mutter, Kind. Immerhin waren die Rollen nicht ganz klassisch aufgeteilt: Mein Vater war mehr zuhause und meine Mutter hat mehr finanzielle Verantwortung getragen für die Familie.

Im Rückblick würde ich sagen, ich habe mich schon immer zu Frauen hingezogen gefühlt, aber ich habe nie auf dieses Gefühl reagiert. Ich weiss nicht, ob ich es bewusst nicht zugelassen habe oder es einfach nicht wichtig genug fand. Irgendwann bin ich dann Pascale begegnet und die hat mit mir geflirtet, was das Zeug hält. Ich war unsicher, was da mit mir passiert, zugleich konnte ich mich der Spannung und Anziehung nicht entziehen. Dann war plötzlich alles klar: Ich war in Pascale verliebt und wollte mir ihr zusammensein. Ich hatte gar keine Zeit, gross darüber nachzudenken oder meine Gefühle in Frage zu stellen.

Dass ich irgendwie nachdenken sollte über die ganze Sache, ist mir dann eher an den Reaktionen meines Umfelds klargeworden. Meine Eltern und Freunde wollten alle wissen, ob ich jetzt lesbisch bin. Das war für mich eine total komische Frage. Am liebsten hätte ich auf die Frage: Bist du lesbisch? geantwortet mit: Ich bin Tanja! Denn für mich hat sich gar nichts verändert, ich war immer noch ich. Nur eben in eine Frau verliebt, aber das war für mich kein Unterschied. Das Bedürfnis meines Umfelds nach Ordnung, nach Schubladen und Kästchen hat mich lange beschäftigt. Die Unsicherheit, die etwas auslöst, das nicht einzuordnen ist. Diejenigen, die fragen, ob ich lesbisch bin, fühlen sich offen, weil sie die Homosexualität als Möglichkeit in Betracht ziehen und aussprechen. Aber für mich ist es schon ein Zugeständnis: Ich muss eine Definition vornehmen, die ich für mich selbst gar nicht bräuchte.

Ich habe das auch an meiner Tochter gesehen. Lea war drei Jahre alt, als sie Pascale kennengelernt hat. Am Anfang hat Lea gesagt, dass Pascale, die sehr maskulin aussieht, ein Mann-Frau ist. Später hat sie Pascale Frau-Mann genannt. Und dann irgendwann Frau. Es hat eine Weile gedauert, bis ihr kleiner Kopf das zusammensetzen konnte, dass Pascale eine Frau ist, auch wenn sie kurze Haare hat und maskulin wirkt. Es ist menschlich, dass wir Dingen Namen geben, das ist ja, wie wir die Welt überhaupt kennenlernen. Genau deshalb ist es wichtig, dass wir auf eine geschlechtergerechte Sprache achten. So geben wir denjenigen, die sich nicht in das binäre Geschlechtersystem Mann-Frau einordnen können, den sprachlichen und tatsächlichen Raum, sich authentisch zu fühlen. Sich so zu zeigen, wie sie sind.

Dieses Sich-nicht-einordnen-Können ist kein Trend, der durch die neuen Sprachkonventionen oder die Debatten hervorgerufen wird – es gab schon immer Menschen, die nicht dem heteronormativen Ideal entsprochen haben. Aber sie haben sich nicht getraut, sich zu zeigen. In Leas Generation hat sich das schon normalisiert, die sind viel offener. Da ist es normal, dass ein Kind in der 6. Klasse sagt, dass es nicht weiss, ob es ein Junge oder Mädchen ist. Und dass das für die anderen Kinder ok ist. Das beeindruckt mich total, dass ein Kind diesen inneren Impuls fühlt, artikulieren kann und gehört wird.

Für mich ist das eine Art Schwingung oder Frequenz, die schon immer da war, die durch die grössere gesellschaftliche Akzeptanz an die Oberfläche kommen darf – und hoffentlich stärker wird, damit immer mehr Menschen so sein können, wie sie sein wollen, ohne Angst zu haben vor den Reaktionen anderer. Damit wir alle leicht, fröhlich, offen und mit einem Lächeln durchs Leben gehen und durch Biel – über den Zentralplatz, durch die Nidaugasse oder die Altstadt – und einander so begegnen können, wie wir wirklich sind.